

Carol van Driel-Murray (Hrsg.), *Roman Military Equipment: the Sources of Evidence*. Proceedings of the Fifth Roman Military Equipment Conference. British Archaeological Reports, International Series 476, Oxford 1989. VIII, 377 Seiten, 164 Abbildungen.

Seit sie 1983 ins Leben gerufen wurden, haben sich die "Roman Military Equipment Conferences" als ein wichtiges internationales Forum für die Präsentation und Diskussion neuer Forschungsergebnisse zur dinglichen Überlieferung der römischen Armee in ihren verschiedensten Aspekten etablieren können. 1987 wurde eine solche Konferenz erstmals außerhalb Großbritanniens veranstaltet, und zwar durch das Albert Egges van Giffen Instituut voor Prae- en Protohistorie der Universität Amsterdam im Provinciaalmuseum G. M. Kam in Nijmegen. Die Beiträge liegen nun in einem von Carol van Driel-Murray herausgegebenen Band vor. Übergeordnetes Thema der Konferenz und des Bandes ist die der Erforschung und Rekonstruktion römischer Militärausrüstung zugrundeliegende Quellenlage.

Der erste Beitrag von M. C. BISHOP, *Fortuna: A Sideways Look at the Archaeological Record and Roman Military Equipment* (S. 1–11), gilt der Frage, inwieweit bestimmte Ausrüstungsstücke durch die Fundumstände über- oder unterrepräsentiert sind. Bishop wendet sich gegen eine zu einseitige Unterordnung des Einzelstückes unter den Gesamtfundkomplex. So könnten technische Gründe dafür verantwortlich sein, daß die Fundstatistik zu einem verzerrten Bild führe. Bei den zahlreichen Verwahrfunden des 1. Jhs. n. Chr. handle es sich zweifellos in den meisten Fällen um Abfalldépôts, in die vor allem Reste solcher Gegenstände gelangten, die besonders leicht beschädigt wurden. Der geschobene Schienenpanzer (*lorica segmentata*) beispielsweise sei ein komplexes und reparaturanfälliges Gebilde gewesen. Seine Verbreitung dürfte daher auf Kosten des weit robusteren Kettenpanzers überschätzt worden sein. Die oft diskutierte unverhältnismäßige Häufung der Flußfunde von Helmen, aber auch von Schwertern und Dolchen kann nach Bishop nur zum geringen Teil mit zufälligem Verlust erklärt werden, sie muß wohl darauf zurückgeführt werden, daß viele dieser Stücke als Weihgaben versenkt wurden. Auffallend selten sind Schlachtfeldfunde. Das hängt natürlich damit zusammen, daß es größtenteils noch nicht gelungen ist, die antiken Schlachtfelder genau und sicher zu lokalisieren. Daß trotz der üblichen Plünderung der Toten Schlachtfelder durchaus eine Menge aufschlußreicher Funde bergen können, zeigen spätere Beispiele, wie die von Bishop angeführten Schlachtfelder von Wisby (1361, nicht 1367) und Little Big Horn (1876). Für das römische Altertum nennt Bishop die Funde von Krefeld-Gellep, bei denen zahlreiche Skelette von Pferden und Menschen zutage gefördert werden konnten, denen allerdings nur ganz wenige Ausrüstungsgegenstände gegenüberstehen. Der ursprünglich angenommene Zusammenhang mit der von TAC. hist. 4, 26–27 erwähnten Schlacht während des Bataveraufstandes, den auch Bishop voraussetzt, erscheint mittlerweile aber recht zweifelhaft. Es werden laufend neue Pferdeskelette gefunden – gegenüber den publizierten 31 Individuen hat sich inzwischen ihre Zahl auf über 200 erhöht –, während Menschenskelette nicht mehr auftauchen. Spuren von Gewaltanwendung sind nirgends zu beobachten. Man wird daher auch andere Erklärungsmodelle für die Massenbestattungen von Pferden bei Krefeld-Gellep ins Auge fassen müssen, etwa eine Pferdeseuche. Die geringe Präsenz von Metallfunden braucht also durchaus nicht symptomatisch für antike Schlachtfelder zu sein. Besondere Aktualität gewinnt diese Fragestellung durch die neuen Funde bei Kalkriese im Landkreis Osnabrück, die möglicherweise die uralte Kontroverse um die Lokalisierung der Varusschlacht einer Lösung näherbringen. Gewiß ist Bishop recht zu geben, wenn er vor der verbreiteten Neigung warnt, Funde und Fundumstände vorschnell mit aus der literarischen Überlieferung bekannten Ereignissen in Verbindung zu bringen.

L. ALLASON-JONES weist in seinem Beitrag, *Introductory Remarks on Native and Roman Trade* (S. 13–24), auf die merkwürdige Tatsache hin, daß man in einheimischen Siedlungen Nordbritanniens nur selten Stücke römischer Provenienz finde, während beim römischen Militär einheimische Produkte, vor allem Schmuck, recht verbreitet gewesen seien. Allason-Jones möchte als Ursache eine Art Souvenirjägermentalität nicht ausschließen.

Etwas außerhalb der Grundthematik des Bandes bewegt sich der Beitrag von C. S. SOMMER, *The Inner and Outer Relations of the Military Fort to its Vicus* (S. 25–29). Seiner Darstellung nach gehörten die ziemlich gleichzeitig mit ihren Lagern entstandenen *vici* fest zu ihren speziellen Einheiten, denen sie auch im Falle von Verlegungen zu folgen pflegten. Die Bewohner betrieben kaum Landwirtschaft, sondern waren hauptsächlich im Handel tätig, regelmäßig wurden Märkte abgehalten. Die Versorgung der Truppe mit Wein, Öl, Luxusgütern, Töpfer- und Metallwaren erfolgte hauptsächlich über die *vici*. Neben Handelswaren

boten die Lagerdörfer den Soldaten vor allem 'amusement' und sexuelle Kontakte, die nicht selten zu familiären Bindungen führten, was die vici schließlich zu einem wichtigen Rekrutenreservoir gemacht habe. Angesichts dieser engen Verflechtungen von castellum und vicus dürfe es nicht verwundern, daß man in den Dörfern kaum weniger militärische Ausrüstung finde als in den Lagern selbst.

Einem altvertrauten Thema wendet sich J. C. COULSTON in seinem Aufsatz, *The Value of Trajan's Column as a Source for Military Equipment* (S. 31–44), zu. Inwieweit die Darstellungen auf der wichtigsten und bekanntesten Bildquelle zur römischen Armee realistisch sind, inwieweit sie durch künstlerische Konventionen, Idealisierung und Schematisierung modifiziert wurden, ist eine Frage, auf die schon sehr verschiedenartige Antworten gegeben worden sind. Coulston folgt der üblichen, von W. GAUER, *Untersuchungen zur Trajanssäule 1* (1977), wohl zu Unrecht angezweifelten Einteilung der Soldaten in die durch den Segmentpanzer gekennzeichneten Bürgertruppen (Legionäre und Praetorianer) und die den Kettenpanzer tragenden auxilia. Da die Unterscheidung von Bürger- und Auxiliärtruppen wichtig für das Bildprogramm gewesen sei, dürfte sie von den Künstlern übertrieben und formalisiert worden sein. Versuche, anhand der Feldzeichen und der Schildverzierungen zu einer Identifizierung einzelner Einheiten zu gelangen, hält Coulston für wenig aussichtsreich. Der Umstand, daß die Schilde manchmal in einer unnatürlichen Position gehalten werden, um die bemalte Außenseite erkennen zu lassen, hängt seiner Meinung nach mit einem Farbencode zusammen, der es erlaubt habe, Praetorianer, Legionäre, Auxiliarsoldaten, irreguläre Hilfstruppen und dakische Feinde voneinander zu unterscheiden. Der Einsatz der Feldzeichen auf der Säule sei im wesentlichen dramaturgischer Natur, die signa vom praetorianischen Typ seien überrepräsentiert, weil die stadtrömischen Einheiten als Modell zur Verfügung standen. Die Reliefs auf den Sockeln hätten die Künstler nach dem Vorbild originaler Beutewaffen gestaltet, wobei Coulston nicht auf die merkwürdige Tatsache eingeht, daß diese Vorbilder fast gar nicht in die erzählenden Reliefs der Säule eingeflossen sind, auf denen die Dakier sehr schablonisiert und durchgehend ohne Helm und Körperschutz dargestellt sind, sieht man von den höchst phantasievoll wiedergegebenen sarmatischen Panzerreitern ab. Insgesamt schätzt Coulston die Brauchbarkeit der Trajanssäule für die antiquarische Forschung nicht allzu hoch ein: "Depictions of citizen and auxiliary troops on the column are of a most generalized form and they add very little information now that late 1st to 2nd century helmet and body armour finds are available . . . The column is useful in the cases where equipment types generally do not survive (standards, tents, artillery) and perhaps in at least suggesting the variety of irregular troops employed in the wars, but it cannot be employed as an independent source for military equipment" (S. 34; 37).

Zu einem etwas positiveren Urteil über die in der staatlichen römischen Kunst des 2. Jhs. n. Chr. gepflegte Zuverlässigkeit in antiquarischen Details kommt G. WAURICK, *Die militärische Rüstung in der römischen Kunst. Fragen zur antiquarischen Genauigkeit am Beispiel der Schwerter des 2. Jhs. n. Chr.* (S. 45–60). So heißt es gleich am Anfang: "Es ist schon lange bekannt, daß die Darstellungen der Trajanssäule die gleichzeitige Ausrüstung des römischen Heeres ziemlich genau wiedergeben" (S. 45). Diese Annahme sieht Waurick im wesentlichen auch für die Marcussäule bestätigt. Zwar gibt er zu, daß die Waffen und Ausrüstungsteile auf beiden Säulen nicht ohne eine gewisse Oberflächlichkeit und Schablonenhaftigkeit wiedergegeben seien, doch bestehe der Wert – abgesehen von der sicheren chronologischen Aussage – "vielmehr darin, daß diese beiden Monumente mit ihren Hunderten von Soldatenfiguren eine gewisse statistische Vorstellung von den Rüstungsstücken geben und vom zahlenmäßigen Verhältnis der einzelnen Typen . . . Nur Denkmäler wie die beiden Reliefsäulen überliefern uns, wie sich der an den Originalfunden zu beobachtende Rüstungswechsel abgespielt hat. Es war demnach keine kurzfristige Umrüstung, sondern ein allmählicher Vorgang, bei dem die alten Typen erst nach Jahrzehnten endgültig von den neuen abgelöst waren" (S. 57–58). Zu diesem Ergebnis hat Waurick vor allem die vergleichende Analyse der auf beiden Säulen dargestellten Schwertortbänder und Schwerttragevorrichtungen geführt, wenn auch die letzteren nur selten klar zu erkennen sind. Während auf der Trajanssäule alle Schwertscheiden, die für die frühe Kaiserzeit charakteristischen spitzzulaufenden Ortbänder hätten, komme dieser Typ auf der Marcussäule zwar noch vor, doch überwiege ein halbrund geformtes Ortband, das sich mit den meist peltenförmigen Originalstücken antoninisch-frühseverischer Zeitstellung decke. Die in Kombination mit solchen Ortbändern mehrfach dargestellten ringförmigen Trageösen hätten im Fundgut der Limeszeit keine Parallele. Der eigentlich zugehörige Schwertriemenhalter sei nirgends eindeutig zu erkennen. Das zahlenmäßig deutliche Zurücktreten des Segmentpanzers und des Rechteckscutum, das auf der Marcussäule gegenüber der Trajanssäule zu beobachten ist, hält Waurick für einen weiteren Beweis für die statistische Genauigkeit der Reliefs, denn es finde im archäologischen Material, etwa den Lederfunden vom Bonner Berg, seine Bestätigung. Den

gänzlich schablonisierten Helmdarstellungen auf der Marcussäule – attischer Typ mit umlaufendem Band, ansatzweise schon auf der Trajanssäule – räumt allerdings auch Waurick keinen Wert ein.

Einen überzeugenden Lösungsvorschlag für ein bisher unklares Detail der frühkaiserzeitlichen Infanterieuniform macht H. UBL in seinem Beitrag: Was trug der römische Soldat unter dem *cingulum*? (S. 61–74). Er deutet die auf manchen Grabsteinen des 1. Jhs. n. Chr. erkennbaren Querfalten unter den *cingula* als "shawlartige Bauchbinde", die er mit der aus der Zivilbekleidung bekannten *fascia ventralis* (oder *ventrale*) gleichsetzt. Die eindeutigste Darstellung dieses Kleidungsstückes findet sich auf dem in der Parkmauer des Schlosses der Grafen von Montegnacco in Casacco (Friaul) eingemauerten Torso einer Soldatenskulptur. Nach Ubl sollte die Bauchbinde verhindern, daß die schweren Gürtel mit den daranhängenden Seitenwaffen an den Hüften scheuerten, wenn die 'Interimsuniform' ohne Panzer getragen wurde. Aufgrund eigener, recht intensiver praktischer Erfahrung mit diesen Ausrüstungsstücken kann ich allerdings nicht bestätigen, daß die *cingula* mit Schwert, Dolch und Schurz (Gesamtgewicht höchstens 5,5 kg) nennenswertes Unbehagen in der Hüftpartie verursachen würden, wenn man sie auf der blanken tunica trägt. Man sollte dagegen die dekorative Funktion einer solchen Schärpe nicht unberücksichtigt lassen, auch wäre es denkbar, daß sie durch verschiedene Farbgebung Einheiten, Dienstgrade oder militärische Funktionen kennzeichnete. Sicher sollte sie auch, wie Ubl vermutet, den Faltenwurf der tunica festhalten. Außerdem diene sie nach Ausweis der Grabskulpturen dazu, daß der Träger einen nicht sicher identifizierbaren flachen rechteckigen Gegenstand hineinsteckte. Im Gegensatz zu D. BAATZ (Arch. Korrbbl. 13, 1983, 359–361) möchte Ubl in dem Objekt kein Schreibtäfelchen, sondern eine Art Brieftasche erblicken. Ubl glaubt auch, die Bauchbinde in der Abrechnung des Soldaten C. Valerius Germanus aus Tyrus aus dem Jahre 81 n. Chr. (Pap. Gen. Lat. 1) finden zu können, in der dem Mann 12 Drachmen für *caligas fascias* abgezogen werden. Das dürfte sich meiner Meinung nach aber mit Sicherheit auf *fasciae cruales*, eine Art Wickelgamaschen, beziehen, wie die direkte Verbindung mit dem Schuhwerk zeigt, zudem werden weiter unten für *in vestiment(t)is* nochmals 100 Drachmen abgezogen.

G. M. E. C. VAN BOEKEL geht in ihrem Aufsatz, Roman Terracotta Horse Figurines as a Source for the Reconstruction of Harnessing (S. 75–121), auf eine große Gruppe von aus Gallien und dem Rheinland stammenden Tonfigurichen des späten 1. und der ersten Hälfte des 2. Jhs. n. Chr. ein, die meist Reitpferde, seltener Zugpferde darstellen. Von Interesse sind für van Boekels Themenstellung die aus Mittelgallien stammenden Exemplare, da nur sie das Geschirr ziemlich detailliert wiedergeben. Die Verf. sieht die Entstehung der Tonpferdchen vor allem in einem religiösen Kontext, Verwendung als Spielzeug sei allenfalls sekundär vorgekommen. Die ursprünglich bemalten Figürchen zeigen eine Sattelung und Zäumung der Pferde, die weitgehend mit den anderen Bildzeugnissen übereinstimmt. Allerdings fehlen durchgehend die Bauchgurte und oft auch die Satteldecken. Insgesamt beobachtet van Boekel eine große Bandbreite von Variationen, bei der es unklar sei, ob sie als realistisch gelten dürfe oder auf willkürliche Vereinfachungen zurückzuführen sei.

Gleichfalls mit dem Pferdegeschirr befaßt sich S. PALÁGYI, Rekonstruktionsmöglichkeiten der Pferdegeschirrfunde aus Pannonien (S. 123–142). Die Lesbarkeit des Aufsatzes wird leider durch sprachliche Schwächen und eine etwas irreführende Terminologie beeinträchtigt (so S. 128 "Kinnkette" wohl für Kinnriemen, S. 128 "Stabgebiß" für Knebeltrense, wie aus der gegenüberstehenden Abb. 3 deutlich wird [Legende zu Abb. 9], usw.). Der militärische Zusammenhang der ostpannonischen Pferdebestattungen, bei denen es sich zum Teil um Zugtiere handelt, ist unsicher, doch gibt es deutliche Parallelen zum Fundgut des 2. und 3. Jhs. n. Chr. aus dem Gebiet des Obergermanisch-Raetischen Limes. Mehrfach wurde der Metallzaum mit Nasenband und Unterbügel, den man sich angewöhnt hat, unkorrekterweise als Metallhackamore anzusprechen, in situ vorgefunden. Die Position sprach durchwegs für die von M. A. LITTAUER, *Antiquity* 43, 1969, 289–300 vorgeschlagene Trageweise mit dem Unterbügel nach vorn, die sich auch durch meine eigenen praktischen Versuche bestätigt hat; vgl. dazu meine ausführliche Besprechung des römischen Zaumzeugs (REZ., Die Reiter Roms 3. Zubehör, Reitweise und Ausrüstung [1992] 11–34). Die von Palágyi, Abb. 6 und 9 vorgeschlagene Anbringung der in Tihany und Möszt gefundenen 'Hackamoren' und Gebisse mit lyraförmigen Seitenteilen am Pferdekopf erscheint mir wegen der hohen Position des Metallzaums allerdings problematisch; hier wäre experimentelle Erprobung erforderlich.

W. J. H. WILLEMS, An Officer or a Gentleman? A Late-Roman Weapon Grave from a Villa at Voerendal/NL (S. 143–156), diskutiert elf vierkantige Spitzen mit Angel, die in einem wohl dem frühen 4. Jh.

n. Chr. angehörenden Grab auf dem Areal einer spätrömischen Villa in den Niederlanden gefunden wurden und in denen er Geschoßspitzen sieht. Sie wiegen zwischen 32 und 57 g und waren im Grab so angeordnet, daß zumindest einige der Schäfte unmöglich länger als 10 cm gewesen sein können. Unter der Voraussetzung, daß die Geschosse in vollständigem und intaktem Zustand im Grab niedergelegt worden sind – wogegen in einigen Fällen die verbogenen Angeln sprechen –, so kann es sich also um keine Wurfspere, sondern nur um Bolzen eines leichten Geschützes oder, wahrscheinlicher, einer Armbrust gehandelt haben. Willems glaubt, das Grab sei wahrscheinlich das eines der lokalen Elite angehörenden Villenbesitzers, die Bolzen hätten zu seiner Jagdbewaffnung gehört. Allerdings sind vierkantige Spitzen nicht gerade charakteristisch für Jagdmunition und werden häufig in spätrömischen Wehranlagen gefunden. Wahrscheinlich ist die ganze Diskussion jedoch müßig, da Verf., einem Einwand von D. Baatz folgend, mittlerweile zu dem Schluß gekommen ist, es handle sich gar nicht um Bestandteile von Waffen, sondern um die Zinken zweier Rechen (W. J. H. WILLEMS, *Down to Earth: A Note on Bolt-Heads and Rake-Prongs*. *Arma* 2, 1990, 22 f.).

J. A. WAASDORP, *Roman Military Equipment from The Hague/Holland* (S. 157–166), weist auf militärische Funde des späten 2. und der ersten Hälfte des 3. Jhs. n. Chr. in einer Siedlung am Scheveningsweg nahe der Nordseeküste hin. Sie sind möglicherweise mit einer 14 km hinter dem Limes gelegenen Straßenüberwachungsstation zu erklären. Die Funde umfassen Ortbänder aus Bronze und Eisen, Stichblätter, ein Kettenhemdfragment, Speerspitzen und Fibeln.

J.-M. A. W. MOREL und A. V. A. J. BOSMAN, *An Early Roman Burial in Velsen I* (S. 167–191), befassen sich mit einem rätselhaften Fund, der in dem schon in den späten 20er Jahren des 1. Jhs. n. Chr. aufgegebenen Lager Velsen I an der holländischen Nordseeküste gemacht wurde. In einem mit Fässern ausgekleideten Brunnenschacht lag das Skelett eines nicht weniger als 190 cm messenden Mannes, der seiner Kleidung und Ausrüstung nach zweifellos ein römischer Soldat gewesen sein muß. Über die Leiche hatte man verschiedenartigen, zum Teil Brandspuren aufweisenden Abfall geschüttet. Die Umstände der 'Bestattung' zeigen, daß es sich bei dem Mann wohl um das Opfer einer Gewalttat gehandelt hat, die zu dem Zeitpunkt erfolgt sein muß, als das Kastell aufgegeben wurde. Von der Ausstattung des Soldaten wurden ein Dolch mit Scheide, Reste eines Militärgürtels, eine Fibel, die Sohle einer caliga und ein Fingerring gefunden. Die mit Niello und Email eingelegte Dolchschneide vom üblichen frühkaiserzeitlichen Typ war von hervorragender Qualität, während das weniger qualitätvolle cingulum schon deutliche Abnutzungsspuren aufwies. Die Verf. schließen daran die Vermutung, die reichdekorierten Dolche seien wahrscheinlich private Anschaffungen, vielleicht auch Auszeichnungen gewesen.

C. A. KALEE, *Roman Helmets and other Militaria from Vechten* (S. 193–226), bringt eine Zusammenstellung der in diesem niederländischen Kastell gemachten, noch greifbaren Militärfunde. In Vechten wird schon lange ausgegraben, und die älteren Fundstücke sind fast alle verschollen. Auch unter den jüngeren sind viele unpubliziert und auf mehrere Besitzer verstreut. Bemerkenswert sind vor allem die Fragmente zahlreicher 'Parade'- und Kavalleriehelme, darunter auch das noch unpublizierte und in seiner Art bisher einmalige eiserne Hinterhauptteil eines Maskenhelms mit einer sich den Scheitel entlangwindenden Schlange (Nr. 2). Ferner wurden das Fragment einer bronzenen Roßstirn und Teile von Ketten-, Schuppen- und Segmentpanzern ausgegraben. Das Fundgut ist nach Kalee ins späte 2. und frühe 3. Jh. n. Chr. zu datieren.

P. CONNOLLY, *A Note on the Origin of the Imperial Gallic Helmet* (S. 227–234), zieht, wie schon M. C. BISHOP in dem Band von 1987 (S. 109–139), die von H. R. Robinson vorgeschlagene typologische Entwicklung des Helms Typus Weisenau ("Imperial Gallic") anhand der augenbrauenartigen Verzierungen auf der Kalotte in Zweifel. Tatsächlich seien keltische und frühe römische Exemplare kaum voneinander zu unterscheiden. Connolly zieht dabei neuere Funde heran, die typologisch sehr gemischt sind.

J. BENNETT, *A Roman Helmet in the Dominican Republic* (S. 235–245), weist auf ein sehr gut erhaltenes, typologisch singuläres Exemplar eines Helms vom Typus Weisenau hin, das aus der Sammlung des mexikanischen Generals Adolfo Leon Ossorio stammt und sich jetzt im Museo de las Casas Reales in Santo Domingo befindet. Der aus einer Kupferlegierung hergestellte Helm weist eine teilweise recht rohe Bearbeitung auf und dürfte einem frühen, wohl augusteischen Typ angehören. Er besitzt keine Vorrichtung zur Befestigung einer crista.

J. EAGLE, *Testing Plumbatae* (S. 247–253), teilt die Ergebnisse seiner praktischen Versuche mit spätrömischen plumbatae mit. Die um 60 cm langen, bleibeschwerten und mit einer Befiederung versehenen Wurfgeschosse

(leider bleiben die Gewichte unerwähnt) konnten aus dem Stand in einer von unten geführten "under arm"-Wurfbewegung über 60 m weit geworfen werden, wobei sich beachtliche Treffgenauigkeit erzielen ließ. Da die plumbatae in einem sehr steilen Winkel einschlugen, bot der Schild nur unzureichend Schutz.

W. B. GRIFFITHS, *The Sling and its Place in the Roman Imperial Army* (S. 255–279), beschäftigt sich mit dem Einsatz der Schlaufenschleuder. Die Effizienz der Schlaufenschleuder ist schwieriger nachzuprüfen als die des Bogens. Es hat aber nicht an Versuchen gefehlt, über sie unter Heranziehung antiker Texte und vergleichender Beobachtungen aus dem Bereich der Ethnologie klarere Vorstellungen zu gewinnen (s. vor allem M. KOREMANN, *Schleuder und Bogen in Südwestasien* [1972], von Griffiths leider nur in der kurzen Zusammenfassung im *Scientific American* 229, 1973, 35–42 benützt). Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß ihre Effizienz an die eines wirklich fachmännisch gehandhabten Bogens nie herangereicht hat, denn im Gegensatz zu diesem ist die Schlaufenschleuder im Masseneinsatz zu keiner Zeit über die Rolle einer sekundierenden Waffe hinausgekommen, ein Gesichtspunkt, über den die auch von Griffiths wieder aufgezählten Zeugnisse über die große Wirksamkeit dieser Waffe nicht hinwegtäuschen dürfen. Bei den Römern ist die Schlaufenschleuder in republikanischer Zeit von diversen Hilfsvölkern, vor allem den berühmten balearischen Schleuderern, viel eingesetzt worden, in der Kaiserzeit sind jedoch, ganz im Gegensatz zu den Bogenschützen zu Fuß und zu Pferd, mit einer einzigen späten Ausnahme keine auf diese Waffe spezialisierten Einheiten mehr nachweisbar. Außer in Britannien werden auch nach dem 1. Jh. n. Chr. fast keine Schleuderbleie mehr gefunden. Allerdings erhielten alle Soldaten nach *VEG. mil.* 2, 23 eine Grundausbildung mit der Schleuder. Da die Waffe billig war und ohne großen Aufwand mitgeführt werden konnte, mag sie tatsächlich so etwas wie eine mäßig wirksame Reservefernwaffe für alle Truppen gewesen sein. Vgl. zu diesem Thema mittlerweile die Aufsätze von TH. VÖLLING, *Funditores im röm. Heer*. *Saalburg-Jahrb.* 45, 1990, 24–58, und D. BAATZ, *Schleudergeschosse aus Blei – eine waffentechnische Untersuchung*. Ebd. 59–67.

C. VAN DRIEL-MURRAY'S Beitrag, *The Vindolanda Chamfrons and Miscellaneous Items of Leather Horse Gear* (S. 281–318), ist den Überresten lederner römischer Pferdepanzerung und römischen Sattelzeugs gewidmet. Der darauffolgende Beitrag von S. WINTERBOTTOM, *Saddle Covers, Chamfrons and Possible Horse Armour from Carlisle* (S. 319–336), bringt hierzu ergänzendes neues Material und kann daher gleich an dieser Stelle mitbesprochen werden. Die Anfang unseres Jahrhunderts in Newstead (Schottland) ausgegrabenen zwei ledernen Roßköpfe blieben, nachdem man ihre Funktion endlich erkannt hatte, lange Zeit ein ganz singuläres Phänomen. Nun wurden in Vindolanda am Hadrianswall ein weitgehend vollständiger Roßkopf ganz ähnlicher Art und Fragmente von zwei weiteren gefunden. Sie gehören, wie die Newsteader Exemplare, in die Zeit um 100 n. Chr. Sie bestehen aus dickem Rindsleder, das mit Ziegenleder unterfüttert wurde, und sind mit Mustern aus bronzenen Ziernägeln geschmückt. Der komplette Roßkopf aus Vindolanda weist darüber hinaus noch getriebene Bronzeplättchen mit der Darstellung von Bacchus- oder Amorköpfen auf, die in fischblasenförmige Ornamente eingepaßt waren. Die sicher zugehörigen metallenen Augenschutzkörbe waren nicht direkt an den Roßköpfen befestigt, sondern wurden unabhängig von diesen am Kopfgeschirr angebracht und durch die Augenlöcher gedrückt, wovon sich an einem der Roßköpfe in Vindolanda deutliche Spuren erhalten haben, da die Prozedur mit zu großen Augenschutzkörben durchgeführt worden war.

Pferdepanzerung war im Altertum schon vor Übernahme der orientalischen Kataphraktenreiterei viel verbreiteter als es die bildlichen Darstellungen erscheinen lassen. Außer ledernen und bronzenen Roßstirnen und Roßköpfen wurde zweifellos auch Körperschutz getragen, wie u. a. aus einer Bemerkung Arrians in seinem Reitertraktat (34, 8) hervorgeht. Van Driel-Murray steuert nun aus Vindolanda ein Brustband bei, Winterbottom aus Carlisle ein in seiner Position nicht näher bestimmtes Fragment, das mit Nieten und Ziernägeln versehen war. Vom Aussehen solcher Pferdepanzer aus Leder und/oder Filz kann man sich meines Erachtens durch ein inzwischen verlorenes Jagdmosaik aus Oued Athménia in Algerien (CH. TISSOT, *Géographie comparée de la province romaine d'Afrique* 1 [1884] Taf. 4) ein gutes Bild machen. Es ist zu betonen, daß es sich bei den Roßköpfen und Pferdepanzern entgegen der üblichen Terminologie keineswegs um reine 'Paraderüstungen' gehandelt hat.

Der römische Hörnchensattel ist seit mehreren Jahren Gegenstand lebhaften Interesses. 1967 erkannte W. Groenman-van Waateringe erstmals den Zusammenhang zwischen den schon mehrfach gefundenen Garnituren eigentümlich geformter Bronzegegenstände und einem in Valkenburg Z. H. ausgegrabenen Lederfragment, das Vorsprünge besaß, in welche diese Bronzeobjekte paßten. Genau genommen, paßten

sie nur der Form und der Idee, aber ganz und gar nicht der Größe nach, und das gilt auch für alle seitdem ausgegrabenen Teile von Sattelledern. Ob das ausschließlich von der Schrumpfung des Leders herrührt, mag dahingestellt bleiben. Auf dieser Grundlage machte sich P. Connolly daran, einen funktionsfähigen Hörnchensattel zu rekonstruieren, den er auf der 3rd Roman Military Equipment Conference 1985 vorstellte (P. CONNOLLY, *The Roman Saddle*. BAR Internat. Ser. 336 [1987] 7–27). Er kam zu dem Ergebnis, daß der römische Hörnchensattel einen festen hölzernen Sattelbaum gehabt haben müsse, an dem die Hörnchen starr verzapft gewesen seien. Ein solcher Sattel habe dem Kavalleristen festen Halt gegeben und es ihm ermöglicht, sich mit den Oberschenkeln auszubalancieren. Entgegen der üblichen Annahme sei die römische Reiterei daher in der Lage gewesen, auch ohne Steigbügel echte Schockangriffe zu reiten. Van Driel-Murray und Winterbottom unternehmen es nun in ihren beiden Aufsätzen, erstmals alle bisher ausgegrabenen und identifizierten Fragmente von Sattelledern geschlossen vorzustellen. Sie stammen allesamt von Fundplätzen in Britannien, in den Niederlanden, in Deutschland und in der Schweiz und gehören, soweit datierbar, mit einer einzigen möglichen Ausnahme ins 1. und 2. Jh. n. Chr. Die aus Ziegenhaut gefertigten Sattelleder zeigen Spuren harter Beanspruchung; tiefe Falten und aufgenähte Verstärkungsfliken lassen erkennen, in welcher Richtung die stärkste Zugbelastung ausgeübt wurde. Van Driel-Murray ist der Ansicht, der Befund an den Sattelledern würde auf die Anwesenheit eines festen Sattelbaums hinweisen und sei bestens mit der von Connolly vorgeschlagenen Rekonstruktion in Einklang zu bringen. Ein Nachteil dieser Lösung besteht jedoch meines Erachtens darin, daß für die bronzenen Sattelhörnchen, die nach wie vor den eindeutigsten Bestandteil des Sattels darstellen, keine überzeugende Erklärung gefunden worden ist. Sie erhalten eine echte Funktion nur dann, wenn man sie nicht starr am Sattel – gleichgültig, ob mit oder ohne Sattelbaum – befestigt, sondern elastisch, indem sie nur vom Futter und vom Oberleder, in das sie eingenäht sind, gehalten werden. Den Einwand, ein solcher Sattel sei zu instabil, würde dem Reiter zu wenig Halt geben und sei dem Streß militärischer Dauerbelastung nicht gewachsen, konnte von mir durch intensive praktische Versuche entkräftet werden. Mit elastischen Sattelhörnchen zu reiten, ist auch ungleich angenehmer und zweckmäßiger, als sich in ein starres Hörnchensystem zu quetschen. Es würde den Rahmen dieser Besprechung sprengen, sollten hier alle Aspekte der mit dem Sattelproblem zusammenhängenden, sehr komplexen Fragestellungen diskutiert werden, und ich darf auf die ausführliche Darstellung in meinem oben erwähnten Buch verweisen (S. 34–74).

Das Ergebnis von M. DAWSONS abschließendem Beitrag, *A Review of the Equipment of the Roman Army of Dacia* (S. 337–366), faßt der Autor ziemlich vollständig in den folgenden beiden Sätzen zusammen: "There is no doubt that Roman military equipment was distributed extensively around and within the province of Dacia with over 93 known auxiliary regiments, three complete legions and detachments from possibly six others operating from over 134 forts and fortresses. In spite of this the published military material is slight, and even for the major excavation reports like those of Buciumi, Inlaceni, and Drajna de Sus, Risnov, Copaceni, none of the artefacts illustrated or catalogued are discussed or given their precise context and hence any discussion particularly in articles of synthesis like those of Petculescu and Diaconescu are heavily reliant on foreign works . . ." (S. 355).